

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 143.

Donnerstag, 21. Juni.

1928.

(Schluß.)

Im langen Bruch.

Roman von Gains Alfred von Bvern.

(Nachdruck verboten.)

Ein schwacher, röchelnder Atemzug, — —
 „Er lebt! Gott sei Dank, er lebt!“
 Der Oberförster beugte sich nieder.
 „Bleiben Sie ruhig, Komteß, nicht rühren, ich werde nachsehen, vielleicht ist es nicht so schlimm,“ und mit einer Behutsamkeit, die man dem vierschrotigen Waldmenschen nicht zugetraut hätte, knöpfte Wagner die Toppe auf.

Der Verwundete stöhnte leise.

„Um, — die Kugel sitzt in der Schulter, — hoffentlich ist die Lunge nicht verletzt, der Ausschuß sieht böse aus, jetzt ist die Hauptsache, daß wir die Blutung zum Stillstand bringen, — nur gut, daß ich mein Verbandzeug mit habe.“

Der Oberförster warf den Rock ab und zog ein Päckchen mit blutstillendem Schwamm, eine weiße Leinenbinde und Nadel und Zwirn hervor.

„So, bitte, den Kopf etwas höher legen, ja, — noch ein wenig!“

Fest drückte Wagner den Schwamm auf die Wunde, und schlang die Binde quer über Brust und Rücken, — Lüge ächzte, schlug für eine Sekunde die Augen auf und sank dann wieder zurück.

„Es hilft nichts, Komteß, ich muß Sie jetzt allein lassen, wenn ich quer durch das Bruch laufe, kann ich in zwanzig Minuten in Steinrück sein, in spätestens einer Dreiviertelstunde ist der Wagen hier, — ich lasse gleich an Dr. Ebmaier telephonieren und dann — der Lote muß auch abgeholt werden.“

„Wer, — wer ist es denn?“

Der Oberförster sah das Mädchen mit einem scheuen Blick an, seine Stimme sank unwillkürlich zu einem Flüstern herab:

„Es ist — — Graf Kurt Steinrück.“

„Sie nickte nur, — das war ja auch so gleichgültig, jetzt, so nebensächlich, wenn nur Jochen gerettet wurde!“

„Dann, bitte, eilen Sie, wir dürfen keine Minute verlieren und — und bereiten Sie meinen Vater vor, — schonend, — Sie wissen, er ist leidend — — —“

„Seien Sie unbesorgt, Komteß, und hier,“ Wagner legte seine kleine Feldflasche neben den Verwundeten, „sollte Herr von der Lüge zu sich kommen, versuchen Sie, ihm einen Schluck einzusößen.“

Minute um Minute verfloß, bleiern langsam, Hertha dünkte es eine Ewigkeit. Die Füße waren ihr wie abgestorben, sie hatte das Gefühl, als stiege ihr eine eisige Kälte zum Herzen empor, ihr Kopf brannte wie Feuer, aber sie wagte sich nicht zu rühren.

Goldig schimmerte die Morgensonne zwischen den Stämmen, ein blauschillernder Schmetterling flog von Blume zu Blume, und hoch droben, im blauenden Aether, zog eine Gabelweibe ihre schraubenden Kreise.

Regungslos lag Lüge, nur ab und zu stöhnte er leise, dann legte ihm das junge Mädchen die Hand auf die Stirn, strich lieblosend über das Haar.

Endlich!

Das Rollen eines Wagens, Hufschlag und nun Stimmen.

„Komteß, ich bringe Herrn Dr. Ebmaier gleich mit.“

er hatte zufällig in Steinrück zu tun — — — — —“

Hertha fühlte, wie Jochens Körper emporgehoben wurde, sie hörte die Stimme des Arztes, wollte sich aufrichten, schwankte und brach ohnmächtig zusammen.

8. Kapitel.

Doktor Ebmaier legte die Sonde beiseite.

„Herr Graf, das ist noch einmal gut abgegangen! Das Geschloß hat den Schulterknochen zertrümmert und ist dann am Rücken ausgetreten, freilich der Blutverlust war ein sehr starker, aber bei der kräftigen Konstitution des Patienten dürfen wir hoffen, daß Herr von der Lüge in vier bis fünf Wochen wieder vollkommen hergestellt ist.“

Der alte Herr atmete auf.

„Gott sei Lob und Dank!“

„Ja, aber wenn Gräfin Hertha und der Oberförster nicht gewesen wären, hätte es schlimm ablaufen können.“

„Dann will ich meinem Mädchel nur gleich Ihren Befund mitteilen!“

„Um, — na, meinetwegen, obwohl, — die Gräfin muß ein paar Tage lang vollkommene Ruhe haben, jede Aufregung kann ihr schaden. Ich werde nachher gleich zu Herrn von der Luges Pflege eine Diakonissin aus Atraw schicken, und bis auf weiteres sehe ich täglich nach. — Die Rezepte habe ich gleich geschrieben, denn natürlich wird sich Wundfieber einstellen, der Patient hat jetzt schon 33,2, aber mit Antipyrin und für die Nacht ein halbes Gramm Veronal hoffe ich auszukommen; sollte, was ich nicht glaube, — eine Verschlimmerung eintreten, so bitte ich, mich unverzüglich anzutelephonieren. Vielleicht kann Ihr Kutscher für Gräfin Hertha noch Ermaiersche Bromlösung aus der Apotheke mitbringen, dreimal täglich einen Eßlöffel, leichte Kost, nicht lesen, nicht viel unterhalten!“

„Verlassen Sie sich darauf, lieber Doktor, es wird alles pünktlich besorgt. Und nun, sagen Sie, — meinem, — meinem — Neffen war nicht mehr zu helfen?“

„Nein, der Tod muß fast augenblicklich eingetreten sein.“

„Ich verstehe es noch immer nicht, wie Kurt sich hinreißen lassen konnte, — es ist mir unfasslich — — —“

Der Arzt zuckte die Achseln.

„Zweifellos haben wir es hier mit einem pathologischen Fall, einem moralischen Defekt, zu tun. Uns Medizinern ist es nichts Neues, daß sonst geistig durchaus normal veranlagte Menschen in einer ganz bestimmten Richtung minderwertig sind, es fehlen die Hemmungen, die eine deutliche Grenze zwischen Recht und Unrecht ziehen. Die Sammlerleidenschaft zeitigt oft wunderbare Blüten, und, wie ich mir sagen ließ, soll Graf Kurt eine nur als krankhaft zu bezeichnende Sammelwut in bezug auf Jagdtrophäen gehabt haben. Außerdem, der Lote war bekanntermaßen eine Spielernatur, das ist immer verdächtig, und man weiß nie, wessen Menschen, die mit einer so unglücklichen Veranlagung behaftet sind, fähig sein können.“

Graf Steinrück nickte

„Ich kann es verstehen, — Leidenschaft ist Leidenschaft, mag es sich um Liebe, Jagd oder Hazard handeln. Natürlich wird die Geschichte ungeheuren Staub aufwirbeln, das ist ja ein gesundes Fressen für gewisse Leute; wenn nur Wagner keine Unannehmlichkeiten hat.“

„Keinesfalls, er handelte in der Ausübung seiner Pflicht, in der Notwehr, aber nun, — ich muß mich verabschieden, Herr Graf, nochmals: rufen Sie mich unbedenklich bei Tag und Nacht an, wenn irgend eine Aenderung eintritt!“

Leise trat Graf Albert in das Zimmer Herthas.

„Hertha bist?“

„Ja, Väterchen!“

„Wie fühlst du dich denn, Maus?“

„Ach danke, ganz gut, der Glühwein hat Wunder getan, ich will nachher gleich aufstehen.“

„Nein, mein Kleines,“ der alte Herr setzte sich neben das Bett und faßte die Hand des jungen Mädchens, „heißt es: Order parieren! Aufgestanden wird erst, wenn es Ebmaier erlaubt.“ „Aber ich will zu Jochen!“

„Da sei ohne Sorge, der Arzt meint, es sei eine ganz ungefährliche Sache, von irgendwelcher Gefahr kann gar nicht die Rede sein. Dein Jochen schläft jetzt, nachher kommt eine Krankenschwester, und je ruhiger du dich hältst, desto eher kannst du dich mit ihr in die Pflege teilen!“ Hertha lächelte matt.

„Väterchen, — und der — der Andere?“

Graf Steinrücks Züge wurden hart.

„Ich will nicht verdammen, aber um eins möchte ich dich bitten, erwähne den Toten nie mehr, er hat dir und mir unsagbares Leid zugefügt, im übrigen, ich weiß selbst noch nichts Genaueres.“

Vom Hofe her klang Räderrollen, der alte Herr humpelte, auf seinen Stod gestützt, ans Fenster.

„Ich muß jetzt hinunter, es ist die Untersuchungskommission, aber ich will dir gleich das Stubenmädchen schicken, sie soll bei dir bleiben, falls du irgendeine Hilfeleistung brauchst, und nun versuche ein bißchen zu schlafen, mein altes Kädel!“

Amtrichter von Dallwigk lehnte sich zurück:

„Der Fall liegt ganz klar, Herr Graf! Wie aus den Aussagen der beiden Forstbeamten Porcht und Hensel hervorgeht, hat der Verstorbene schon seit geraumer Zeit ganz systematisch auf Steinrücks, Selchower und Briekower Revier gewildert. Die Förster wagten nur nichts zu sagen, da sie sonst befürchten mußten, ihrer Stellen verlustig zu gehen.“

Im Gewehrschrank fanden wir nicht weniger als elf Rehtonen, die frisch abgeköst waren, und in mehreren Kisten im Schlafzimmer vier Hirschgeweihe. Auch führte Graf Kurt ein Jagdtagebuch, und da er sich wohl sicher glaubte, gab er Datum und Schutzort, sowie Stärke und Endenzahl des erlegten Wildes genau an, es besteht also die Möglichkeit, den rechtmäßigen Eigentümern wenigstens die Trophäen zurückzugeben.

Die heimlichen Pürschgänge wurden fast immer nachts ausgeführt, und der Verstorbene bediente sich dazu eines Rahnes.“

Heute hatte Jochen zum erstenmal nach fast vierwöchigem Kranklager aufstehen dürfen. Fürsorglich in Decken eingehüllt, saß er im Rollstuhl, noch etwas blaß und abgemagert, aber doch ein Genesender.

Hertha legte das Buch, aus dem sie ihm vorgelesen hatte, aus der Hand.

„Bist du müde, Liebster?“

„Nein, nicht ein bißchen, ich fürchte nur, das viele Lesen hat dich angegriffen, du solltest dich wirklich mehr schonen!“

Das junge Mädchen lachte.

„Nun sag mal, Väterchen, sehe ich nicht aus wie das blühende Leben selbst?“

Graf Steinrück betrachtete zärtlich sein schlankes, braunes Mädel:

„Ja, Kleines, Jochen muß sich beeilen, wenn er bis zu den großen Jagden wieder auf den Läufen sein will, vorläufig bist du ihm noch eine Nasenlänge voraus. Aber nun,“ der alte Herr wurde plötzlich ganz ernst. „ich

muß euch noch etwas mitteilen, Kinder!“ und er zog aus der Brusttasche ein mehrfach gesiegeltes Schreiben, das einen amtlichen Stempel trug.

„Oho — so feierlich? Das sieht ja ganz aus, wie etwas Gerichtliches!“

Graf Albert entfaltete den Bogen.

„Wie Ihr wißt, ist mir, nach Kurts — — — Hinscheiden, Demmin als nächsten und einzigem Anverwandten zugesallen. — Ich bin aber der letzte meines Namens, weitere Agnaten sind nicht vorhanden, und Steinrück würde nach meinem Tode an den Staat zurückfallen.“

Da habe ich denn vor einiger Zeit ein Immediatgesuch gemacht, und heute ist nun die Antwort eingetroffen!“ Der alte Herr räusperte sich:

„... es wird hierdurch genehmigt, daß dem Oberleutnant der Landwehr-Kavallerie, Hans Joachim von der Lühe, Standes- und Erbherrn auf Briekow, gestattet wird, in alle Rechte und Pflichten eines Agnaten der gräflich Steinrück'schen Standes- und Majorats-herrschaft Steinrück einzutreten unter der Bedingung, daß obengedachter Herr Hans Joachim von der Lühe den Namen von der Lühe-Steinrück annimmt und führt.“

Ganz still war es im Zimmer, Hertha hatte die Hände ihres Verlobten gefaßt, und in Lühes Augen trat ein feuchter Glanz:

„Heimat!“ sagte er leise, „Deine Heimat, — unsere! Wie reich ist doch Gottes Güte!“

Es war ein Vierteljahr später, am letzten Tage des alten Jahres.

Durch die Fenster der kleinen Steinrück'schen Kirche fiel leuchtend und schimmernd ein Sonnenstrahl und huschte zitternd über die Steinfliesen.

Vorn Altar kniete das Brautpaar, Hertha, Gräfin Steinrück in Kranz und Schleier und neben ihr Hans Joachim von der Lühe in der Paradeuniform der Potsdamer Gardehufaren.

Traumhaft leise setzte die Orgel ein:

„So nimm denn meine Hände und führe mich —“

Die letzten Klänge des Liedes waren verhallt, in ruhigem, stetigem Glanz strahlten die Kerzen, und segnend hob der Geistliche die Hände mit den Worten der Heiligen Schrift:

„Wo du hingehst, da will auch ich hingehen; wo du bleibst, da bleibe auch ich. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott.“

„Wo du stirbst, da sterbe ich auch; da will auch ich begraben werden. Der Herr tue mir dies und das, der Tod muß mich und dich scheiden.“

„Amen!“ sagte Graf Steinrück leise, und Friedrich Wilhelm Siebensschuh, der droben auf der Empore saß, wischte sich mit dem Ärmel über die Augen:

„Us leiw, lütt' Komtehschen!“

— E n d e . —

Theorie und Praxis.

„Ich nehme niemals etnen Mann,
Der immer raucht und pafft.“
Ihr Mann führt jetzt im Pfeifenklub
Die erste Vorstandschaft.

„Ich sehe auf Genie und Geist,
Mein Mann muß Künstler sein.“ . . .
Sie nahm sich einen Boxer dann
Vom Kampf- und Sport-Verein.

„Nur Treue schwebt als Ideal
Mir für die Ehe vor.“
Ihr Mann war zweimal schon beweibt
Und nebenbei — Tenor.

„Nur ein Geschäftsmann kann es sein.
Ich wähle mit Bedacht.“ . . .
Sie nahm sich einen Dichter dann,
Der viel in Lyrik macht.

„Ich nehm' mir niemals einen Mann,
Der faul und liederlich.“ . . .
Es kam dann, wie es kommen kann:
Sie nahm zuletzt dann mich.

Der Mann, der in die Zeitung wollte.

Die Tragödie eines Dilettanten.

Von Wilhelm Lichtenberg.

Wiener Blätter brachten vor kurzem folgende Notiz:

„Der 28jährige Schriftsteller Artur M. hat sich gestern durch einen Revolvererschuss entleibt. Der Arzt der Rettungsgesellschaft konnte nur mehr den Eintritt des Todes feststellen.“

Ich habe den 28jährigen Schriftsteller Artur M. gekannt. Und ich nehme es — trotz der Diskretion der Zeitungen — auf mich, seinen vollen Namen bekanntzugeben. Es ist der Schriftsteller Artur Moore. Und ich werde gleich sagen, warum ich es tue.

Dieser Schriftsteller Artur Moore war nämlich gar kein Schriftsteller. Er hielt sich nur dafür. In Wirklichkeit war er aus der großen Legion der unheilbaren Dilettanten, die mit der Kunst nichts anderes verbindet als der allühende Wille, bekannt, berühmt, geachtet zu sein.

Moore suchte vor ungefähr sechs Jahren meine Bekanntschaft. Er bildete sich ein, ich könne ihn fördern, seinen Namen lancieren, seine Werke in die Öffentlichkeit bringen. Vor mir sah ein hagerer, neurasthenischer Mensch, mit feierlichen Augen, und versuchte es mit allen Mitteln, mir die Überzeugung von seiner Größe zu suggerieren. Ich hatte aber schon vorher in seinen Gedichten, Dramen, Essays, Romanen geblättert und war leider außerstande, ihn zu ermuntern. Man sagt einem jungen, ruhmhungrigen Menschen nicht gern die volle, unerbittliche Wahrheit. Man will ihn auf den Weg bringen, der ihm die Erkenntnis seines geringen Wertes selbst vermittelt. Ich sagte ihm also das, was man in solchen Fällen sagt: Warten, wieder überprüfen, ausreisen lassen, unterdessen einen Brotberuf ergreifen und dann — vielleicht nach Jahren — wieder sehen.

Da sagte mir dieser Artur Moore etwas, was mich schon damals — als ich noch keine Ahnung von seinem tragischen Ende haben konnte — sehr erschütterte: Ach, ich will ja noch gar nicht bekannt, berühmt sein. Wissen Sie, was ich nur einmal erleben möchte? Meinen Namen möchte ich in einer Zeitung gedruckt sehen. Einmal will ich lesen: Artur Moore. Alles andere kommt dann schon von selbst. Es muß ein herrliches Gefühl sein, seinen Namen schwarz auf weiß zu lesen; und zu wissen, Tausende, Zehntausende, lesen ihn auch. Behalten ihn. Erinnern sich!“

Ich konnte ihm keinen anderen Rat geben, als seine Arbeiten an die Redaktionen zu senden. Er nahm den Rat entgegen, leuchtete und verließ mich nicht hoffnungsvoller als er gekommen war.

Ich hörte dann lange nichts mehr von diesem Artur Moore, dem Mann mit dem seltsamen Ehrgeiz, seinen Namen in der Zeitung gedruckt zu sehen. Vielleicht hatte er sein Ziel schon erreicht? Vielleicht kämpfte er noch um das sonderbare Glück seines Lebens?

Aber eines Tages erschien er wieder bei mir. Noch erregter als das erste Mal, fassungslos und verzweifelt. Er war mir ein Zeitungsblatt auf den Schreibtisch und schrieb mich an: „Da, lesen Sie!“ Ich sah ihn an, ich sah mir das Zeitungsblatt an und konnte nichts finden, was diese außerordentliche Erregung gerechtfertigt hätte. „Was soll ich lesen?“ fragte ich behutsam. Da hieb er mit der Faust auf einen kleinen Artikel des Blattes: „Das sollen Sie lesen! Das hier! Und dann sagen Sie, ob diesen Artur Moore nicht das Pech verfolgt.“ Ich überflog den Artikel — er hatte übrigens nicht viel zu sagen — und wartete auf eine Erklärung. „Der Artikel ist von mir! Von mir!“ Ich blühte noch einmal hin und suchte den Namen des Autors. Dann sagte ich: „Es ist kein Autor angegeben.“ Das ist es ja eben! Ja! Es ist kein Autor angegeben! Natürlich habe ich meine Arbeit signiert. Aber in der Redaktion haben sie gerade meinen Namen gestrichen. Ich war heute oben, ich tobte, ich habe die Leute beschimpft. Ausgelacht haben sie mich. Ausgelacht! Derartige Artikel, meinten sie, werden nicht gesehnet. Jetzt kann ich noch einmal von vorne anfangen. Es ist entsetzlich!“

Der arme Moore scheint sich diese Enttäuschung sehr zu Herzen genommen zu haben, denn als ich ihn einige Wochen später traf, gestand er mir, daß er entschlossen sei, seine Zeile mehr zu schreiben. Ich beglückwünschte ihn zu seinem Entschluß. Aber etwas anderes machte er jetzt, verriet er mir, was ihn gewiß leichter ans erstrebte Ziel führen würde. Er arbeite jetzt an einer epochalen Erfindung. In einigen Tagen schon werde er sie den eingeladenen Pressevertretern vorführen können. Kein Zweifel! Sein Name würde schon am nächsten Tage durch alle Blätter der Welt gehen. Auch ich erhielt eine Einladung zur Vorführung dieser „epochalen Erfindung“. Es erschienen auch tatsächlich einige Journalisten, aber man hatte die ganze Sache von

vornherein nicht sehr ernst genommen. Die Herren waren eher erschienen, um über die Phantastereien eines Sonderlings berichten zu können. Tatsächlich war es auch jämmerlich, was der gute Moore da vorführte. Aber mir — der ich mehr von ihm und seinem Ehrgeiz wußte — schien es, als käme es ihm gar nicht so sehr auf diese Erfindung als auf die Namensnennung in der Zeitung an. Nachher gestand er mir auch den Zweck seines lächerlichen Experimentes unumwunden ein. Sein Name kam nicht in die Zeitung. Es erschienen wohl einige ironisch gefärbte Entrefilets, aber überall wurde übereinstimmend erklärt: „Den Namen dieses jugendlichen Schwärmers wollen wir im Interesse seines weiteren Fortkommens lieber verschweigen.“

Die Monomanie Artur Moores wurde durch diesen neuerlichen Fehlschlag nicht gedämpft. Er beschloß, Schauspieler zu werden. Ich glaube, er nahm irgendwo kurzen dramatischen Unterricht, und es gelang ihm wirklich, an einer Bühne ein bescheidenes Engagement zu finden. Sein Name wurde jetzt ab und zu auf den Theaterzetteln gedruckt, ganz unten, wo man kaum mehr beachtet wird, die Zeitungen aber nahmen noch immer keine Notiz von ihm. Er spielte Rollen, die man beim besten Willen nicht besprechen konnte. Einmal gelang es ihm aber doch, eine bedeutendere Rolle zu bekommen. Ich war Zeuge des großen Ereignisses. Nun, ein Ereignis war es eigentlich nicht. Leider nicht. Aber er verdarb nichts. Die Sache ging recht und schlecht zu Ende. Ein besonderer Grund, ihn hervorzuheben, lag für die Referenten nicht vor. Trotzdem war einer von den Kritikern so liebenswürdig, ihn in seinem Referat zu erwähnen. Artur Moore hätte endlich das Ziel seines Lebens erreicht gehabt. Im Referat fand sich aber das Sätzchen: „In einer kleineren Rolle sehr nett Herr Monke“. Der Seher hatte einfach danebengegriffen. Aus dem ehrgeizigen, brennenden, besessenen Herrn Moore wurde durch einen tragischen Zufall ein indifferenter, belangloser Herr Monke. Eine Berichtigung wurde nicht angenommen. Die Sache sei nicht so wichtig, sagte man ihm, und außerdem sei der zur Verfügung stehende Raum nur sehr knapp.

Seither habe ich nichts mehr von Artur Moore gehört. Erst die Notiz über sein tragisches Ende verständigte mich, daß sich hier ein Schicksal, das Schicksal des hoffnungslosen Dilettanten vollendet hatte. Es paßt ganz in das Bild dieses Lebens, daß selbst der Bericht von der Kapitulation des Artur Moore nur zu sagen weiß: „Der 28jährige Schriftsteller Artur M. hat sich gestern ...“

Ich glaube, in diesen Zeilen geschieht es zum erstenmal, daß sein Name voll und ganz in die Zeitung kommt. Er wird sie freilich nicht mehr lesen, der arme Teufel mit dem brennenden Ehrgeiz; aber vielleicht hat er zu diesem verzweifeltsten Mittel nur gegriffen, um darzutun, daß er entschlossen sei, den Inhalt seines Lebens mit diesem Leben selbst zu bezahlen.

Und ich bitte den Seher sehr herzlich, dem Namen Moore die größte Sorgfalt angedeihen zu lassen!

Welt u. Wissen

Söhnenmenschen. Es ist leicht bezaubert, daß in einer Höhe von 4000 bis 5000 Meter der geringe Luftdruck nicht ohne Einfluss auf die dort lebenden Menschen bleibt. Der englische Physiologe und Forschungsreisende J. Barcroft teilt darüber interessante Einzelheiten mit. So müssen in den Bergwerken Hochperu die Arbeiter Kotablätter lauen, um leistungsfähig zu bleiben. Sie sind also Katakiniten. Eine Folge davon soll das viele Lansen sein, das man dort sieht. Die Frauen tanzen oft ununterbrochen fünf Stunden, ohne zu ermüden. Die Finger der Hochperuaner gleichen Trommelschlegeln, der Brustkorb ist besonders weit und tief, der Brustumfang durchschnittlich 15 Prozent größer als bei gleichgroßen Flachlandbewohnern. Das ist offenbar eine Anpassung an die Luftverhältnisse des Hochgebirges. Alle länger in Hochperu lebenden Personen bekommen eine pflaumenfarbige Haut, die aber sofort in das rötliche umschlägt, wenn Sauerstoff geatmet wird oder wenn die Leute in tiefere Regionen hinabkommen. Die Ursache liegt darin, daß das Blut nur zu 85 Prozent mit Sauerstoff gesättigt ist und daher noch sauerstoffärmer in die Venen abströmt. Durch die Haut erscheint es uns dann blau. Dieselbe Erscheinung beobachten wir ja auch bei Erstklimenden, bei denen ebenfalls wegen Sauerstoffmangel im Blute die blaue Farbe in Erscheinung tritt. Auch die geistige Leistungsfähigkeit der Hochperuaner ist vermindert, und auch dauernd in Hochperu Wohnende, wie Beamte und Ingenieure, fahren bei Ausarbeitung von Entwürfen oder zur Erledigung schwieriger finanzieller Entscheidungen immer in niedrigere Regionen hinab.



Obstbau.

Der Sommerschnitt der Steinobstbäume.

Von Garteninspektor R. Ude.

Es kann nicht eindringlich genug darauf hingewiesen werden, daß die Steinobstbäume wohl in der Jugend sehr schnellwüchsig, doch meist nicht von langer Lebensdauer sind. Fehler, die in der ersten Jugendzeit nach der Anpflanzung durch einen falschen oder unterlassenen Schnitt verursacht worden sind, können nur selten wieder gut gemacht werden.

Da die jungen Steinobstbäume nach der Anpflanzung leicht anwachsen, ist es erforderlich, daß der Schnitt sofort im ersten Frühjahr nach der Pflanzung in sachgemäßer Weise, wie es der Aufbau der Form erfordert, ausgeführt wird. Es wird alles Überflüssige, was zum Aufbau der Form oder als Fruchtholz nicht in Frage kommt, entfernt. Die Leit- zweige werden möglichst kurz, am besten auf 10—15 Zentimeter Länge geschnitten, sofern es sich um einjährige Kronen handelt. Die Stammverlängerung darf in den seltensten Fällen eingefügt werden, da der Abstand der Augen bei den Hochstämmen mindestens 60 Zentimeter betragen soll.

In beiden Fällen, ob nach der Pflanzung der Schnitt ausgeführt wurde oder nicht, wird etwa im Mai-Juni die Sommerbehandlung begonnen und dauernd fortgesetzt. Es sollen in erster Linie die 3—5 Leit- zweige für die erste Etage und die Stammverlängerung gewählt und richtig gestellt werden. Überflüssige Triebe, die falsch oder zu dicht stehen, werden entfernt und die Nebenzweige auf 15 Zentimeter gekürzt.

Es ist von großer Wichtigkeit, während der Wachstumszeit die Entwicklung der einzelnen Zweige zueinander auszugleichen und diese zu kräftigen. Nicht geschnittene und im ersten oder zweiten Sommer nicht behandelte Steinobstbäume entwickeln an den langen, dünnen Zweigen wohl Blätter und Blüten, aber keine aufrechtstehenden Leitäste.

Da die Kronen der Bäume, die zur Anpflanzung kommen, meist allerlei Mängel aufzuweisen haben, so wird dem Gartenbesitzer zur höchsten Pflicht, die gepflanzten Bäume sachgemäß zu schneiden, wenn er sich vor großem Schaden schützen will. Auf keinen Fall darf der junge Baum in den ersten Jahren sich selbst überlassen bleiben.

Die Steinobstbäume (Zweitschen, Pflaumen, Mirabel- len, Kirschen, Pfirsiche und Aprikosen) erfordern unbedingt die erwähnte Sommerbehandlung; denn nur durch diese ist ein flotter Aufbau der Kronen und damit die Grundlage für eine gesunde Entwicklung und reiche Fruchtbarkeit des Baumes gesichert. Dagegen führt ein falscher oder unterlassener Schnitt zu einer jahrelangen Verkrüppelung oder zu einem frühzeitigen Absterben der Bäume. Auf jeden Fall wird der Ernteertrag wesentlich gemindert.

Wer sich mit der Ausübung des Obstbaumschnittes befaßt, muß auch bis ins einzelne wissen, wie er ausgeführt wird. Es ist erstaunlich, wie wenig unsere obstbautreibende Bevölkerung heutigen Tags mit dem wirklich zweckmäßigen Schnitt der Obstbäume vertraut ist und wie sehr auch jetzt noch auf diesem Gebiete planlos und falsch gearbeitet wird.

Junge Obstbäume in Grasgärten.

Es wird oft darüber geklagt, daß junge Obstbäume in Grasgärten und auf Wiesen nicht recht vorwärtskommen. Es fehlt ihnen an einem frischen, üppigen Trieb, den wir an jungen Bäumen gewöhnt sind. Die Ursache des langsamen Wachstums ist offenbar darauf zurückzuführen, daß die Baumscheibe dieser Bäume durch den Graswuchs vollständig geschlossen ist, oft in eine Dichte, daß keine Feuchtigkeit und mit ihr auch keine Nährstoffe zu den Wurzeln gelangen können. Der Baum muß unter diesem Nahrungsmangel in seinem Wachstum zurückbleiben, zumal auch die Luft nur in beschränktem Maße in den Boden gelangen kann. Dadurch werden die Bodenbakterien in ihrer Tätigkeit, den Wurzeln Nahrung zu vermitteln, wesentlich behindert. Daraus folgt, daß wir diese Hindernisse von der Baumscheibe beseitigen und den Boden um den Baum im Umfange seiner Krone mindestens die ersten zehn Jahre von jealichem Graswuchs und Unkraut freihalten. Um den Graswuchs vom Rande der Baumscheibe einzudämmen, ist es empfehlenswert, die Ranten mit dem Spaten ringsum alljährlich scharf abzustecken. Auch ist die Baumscheibe selbst öfters zu lockern. Diese Arbeiten haben zur Folge, daß das

Wachstum der jungen Bäume bald stärker und freudiger einsetzt und ihre Fruchtbarkeit früher beginnt. Sie machen sich also doppelt und dreifach bezahlt.

Petunien, wertvolle Sommerblumen von langer Blütendauer.

Die große Mannigfaltigkeit ihrer Blüten in Farbe, Glanz und Größe und vor allem die lang anhaltende Blütendauer bis in den Herbst hinein machen die Petunien zu den begehrtesten Blumen der Gegenwart. Sie läßt sich ebenso für den Garten als auch zur Ausschmückung unserer Zimmer, Fenster und Balkons verwenden.

Man unterscheidet im allgemeinen zwei Formen: großblumige Pflanzen mit etwas höherem Wuchs und kleinblumige, die gedrungen und niedrig bleiben. Die großblumigen Petunien sind außerordentlich Abänderungen zugänglich, so daß es den Züchtern gelungen ist, neben den einfachen Blüten auch gefüllte, gefranste, einfarbig gestreifte oder marmorierte zu züchten. Auch die Farbe wechselt, von reinem Weiß mit Rosa, Violet bis zum Purpurrot schreitend. Diese Petunien eignen sich besonders für Blumenkästen und Angabe an sonniger, windgeschützter Stelle. Die kleinblumigen einfachen Petunien sind im Garten am rechten Platz, weil sie viel härter und anspruchsloser sind als die großblumigen Ungetilme. Zudem dauert hier auch ihre Blütendauer viel länger, und ihre Farbenpracht ist schöner. Von den großblumigen Petunien hat die Karlsruher Rathauspetunie mit dunkelblauen Blüten in den letzten Jahren eine gute Aufnahme gefunden.

Die Petunien müssen schon anfangs März in ein warmes Mistbeet oder in Schalen im warmen Gewächshaus gefäßt werden. Später sind die Sämlinge umzuschulen, die kleinen ins Frühbeet, die großen in Töpfe. Erst anfangs Juni werden die Petunien ins freie Land ausgepflanzt. Wegen der umständlichen Anzucht kauft sich der Gartenfreund die Sektlinge am besten beim Gärtner.

Die großblumigen Sorten stellen entsprechend ihrem Wachstum höhere Ansprüche an gute, nahrhafte Erde und verlangen auch hier und da einen Düngaus, während die gewöhnlichen Gartenpetunien ziemlich anspruchslos sind und selbst noch auf sandigem Boden gedeihen. Sie säen sich auch selbst aus.

Praktische Winke.

Apfelbäume sind Flachwurzler. Immerhin müssen ihnen eine Kulturschicht von mindestens 60—70 Zentimeter zur Verfügung stehen. Mangelnde Bodentiefe führt in vielen Fällen zu Krebs, vor allem, wenn es noch an Kalk im Boden fehlt, da dann die Gefahr der Überdüngung mit stickstoffhaltigen Düngemitteln um so größer ist. Gute Bodenlockerung und sehr grobe Baumstämme, die auch während des Sommers offen zu halten sind, müssen bei flacher Kulturschicht einen Ausgleich schaffen.

Sellerie kann als Suppenwürze während des ganzen Sommers verwandt werden. Soll er dagegen zur Salatbereitung dienen, dann darf man ihn nicht vor September aus der Erde nehmen. Die Haupternte für den Winter- und Frühjahrsverbrauch sollte indessen nicht vor November erfolgen, da die vielen Herbstniedererschläge sein Wachstum sehr beeinträchtigen.

Das Jauchen der Gemüse muß während seiner Entwicklung unterbleiben. namentlich schadet zu häufiges Jauchen der Pflanzen mehr als es nützt. Spargel, Spinat und Gurken nehmen einen unangenehmen Geschmack an und sind auch nicht haltbar, wenn sie konserviert werden. Jauche muß im Herbst auf das Land gebracht werden, dann schadet sie dem Gemüse in keinem Fall.

Um frische Bohnen im Herbst zur Verfügung zu haben, legt man nochmals Buschbohnen Ende Juni auf ein abgeerntetes und mit frischer Komposterde gedüngtes Frühgemüsebeet. Bei günstiger Witterung im Spätsommer kann man immerhin etwa drei Ernten schöner, zarter Bohnen machen. Sollte indessen frühzeitig Frost eintreten, dann zieht man die Pflanzen mit den noch nicht reifen Bohnen aus dem Boden und hängt sie an einer geschützten Stelle auf. Hier kann man noch längere Zeit die Hülsen ernten.